

Zur Einführung

KLAUS W. HEMPFER (BERLIN)

Das Reden über ‚den‘ Dialog ist so polyphon, wie der Term mehrdeutig ist. Nun ist Mehrdeutigkeit ein natürliches Phänomen natürlicher Sprachen, doch hat schon Aristoteles in seiner *Topik* darauf verwiesen, dass Argumente unschlüssig werden, wenn sie mit unterschiedlichen Bedeutungen ein und desselben Wortes arbeiten (157b1–10). Von zentraler Bedeutung ist deshalb eine Klärung der Frage, worüber man denn redet, wenn man über ‚den‘ Dialog redet. Im vorliegenden Zusammenhang kann es naheliegenderweise nicht darum gehen, einen umfassenden Forschungsbericht vorzulegen, stattdessen soll der Versuch unternommen werden, einige zentrale Problemkomplexe in aller Kürze zu skizzieren, die das Reden über den Dialog in der neueren Forschung bestimmt haben und im vorliegenden Band in unterschiedlicher Weise aufgegriffen werden.

(1) Dass ‚Dialog‘ ein diatop und diachron mehrdeutiger Term ist, dessen Polysemie nicht auf einen einzelnen Bedeutungskern reduziert werden kann, wird in der neueren Dialogforschung zunehmend erkannt. Hieraus ergibt sich die Frage, welche Entitäten mit diesem Term benannt werden (Extension von ‚Dialog‘) und wie er in seinem jeweiligen Bezug auf je unterschiedliche Gegenstandsbereiche inhaltlich bestimmt wird (Intension von ‚Dialog‘). Mit zwei unterschiedlichen Lemmata (Dialog₁ und Dialog₂) differenziert etwa das *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* systematisch zwischen dem Dialog als *Redeform*, die in den unterschiedlichsten Gattungen verwendet werden kann, und dem Dialog als von anderen Gattungen wie Epos, Roman, Komödie, Traktat usw. unterschiedener *Gattung*¹. Eine dritte Bedeutung von ‚Dialog‘ ist metaphorischer Natur und findet sich in Wendungen wie ‚Dialog der Kulturen‘, ‚Dialog der Texte‘ oder ‚Dialog der Wissenschaften‘, wobei es sich offenkundig um eine Wechselbeziehung im weiteren und in der Regel positiv besetzten Sinne handelt. In mehr oder weniger unmittelbarem Zusammenhang mit diesen alltagssprachlichen Verwendungen stehen Metaphorisierungen des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs, die den ‚Dialog‘ hin zum ‚Dialogischen‘ zu ‚Dialogismus‘ und ‚Dialogizität‘ entkonkretisieren und im weitesten Sinn auf ein auf Konsensbildung angelegtes „Sozialmodell der Wahrheitsfindung“ (Niklas Luhmann) zielen.²

Ein Teil der Probleme der Dialogforschung resultiert nun daraus, dass diese unterschiedlichen Bedeutungskomponenten nicht auseinander gehalten werden

1 Vgl. *Reallexikon*, s. v. Dialog₁ (HESS-LÜTTICH 1997) und Dialog₂ (FRIES/WEIMAR 1997).

2 Vgl. hierzu in diesem Band den Beitrag von Peter STROHSCHNEIDER (Nachweis des Luhmann-Zitats ebd. Anm. 7). Im *Reallexikon* erhält auch ‚Dialogizität‘ ein eigenes Lemma.

bzw. dass notwendige Beziehungen zwischen einzelnen dieser Komponenten hergestellt werden. Dass sich die Gattung des Dialogs keineswegs ausschließlich der Redeform des Dialogs bedienen muss, sondern in unterschiedlichem Maße narrativisiert sein kann, hat bereits Castelvetro in seinem Kommentar zur Aristotelischen *Poetik* in aller Klarheit formuliert,³ und genauso offenkundig ist, dass der Dialog als Redeform in einer Vielzahl anderer, insbesondere auch narrativer Gattungen Verwendung findet.

Des Weiteren wird seit geraumer Zeit betont, dass der Dialog als Gattung weder notwendig auf Konsensbildung noch auf Ausstellen von Pluralität etc. festzulegen ist, sondern dass es epochal unterschiedliche Bedingungen sind, die die historisch spezifische Ausprägung der Gattung bestimmen.⁴ Der Dialog kann sich als ‚Agon‘, als Streitgespräch im engen Wortsinn genauso wie als katechetisches Lehrer-Schüler-Gespräch oder als zivilisierter Austausch unterschiedlicher, nicht aufeinander rückführbarer Meinungen konstituieren. Das ‚Dialogische‘ als diskursethisch positiv besetzte Norm erfasst folglich in keiner Weise die strukturelle und funktionale Vielfalt der Gattung Dialog und bedarf wohl deshalb der Essentialisierung, die sich nur metaphorisch erreichen lässt.⁵

(2) Während Aristoteles den Dialog unproblematisch über sein Nachahmungskonzept der Dichtung subsumiert, und zwar als Nachahmung nur durch Sprache (*Poetik* 1447a|b), insistieren neuere Ansätze wesentlich auf der Hybridität der Gattung in einem ganz spezifischen Sinn,⁶ nämlich als Hybridisierung von ‚Literatur‘ und ‚Wissenschaft‘, von ‚poetischem‘ und ‚argumentativem‘ oder von ‚fiktionalem‘ und ‚theoretischem‘ Diskurs,⁷ d.h. von Diskursbereichen, die als solche transepochal unterschieden werden, deren jeweilige Ausdifferenzierung und Unterscheidung sowie potentielle Kombinierbarkeit jedoch historisch variabel ist. Dies ist nun keineswegs erst eine neue Einsicht, sondern wird bereits in der Dialogtheorie des 16. Jahrhunderts bei Carlo Sigonio, Sperone Speroni oder Torquato Tasso als Konstituens der Gattung festgehalten.⁸ Als mögliche Untersuchungsgegenstände ergeben sich damit die diachron unterschiedlichen Umgangsweisen mit der Hybridität der Gattung, die Diskursbereiche, die jeweils als relevant für die Hybridisierung angesehen wurden bzw. die Frage, ob Hybridität überhaupt als konstitutives Kriterium fungiert und wie gegebenenfalls gegen ein solches Kriterium angeschrieben wurde usw.

3 CASTELVETRO 1978/79, I, S. 36 (Näheres hierzu in HEMPFER 2004, S. 82f.).

4 Vgl. etwa HEMPFER 1993, S. 28–32, HÄSNER 2004, insb. S. 13–19, sowie eine Mehrzahl von Beiträgen in diesem Band.

5 Zu einer näheren Begründung, warum sich weder die dialogische Hermeneutik noch das Dialogizitätskonzept Bachtins für eine Poetik des Dialogs eignet, vgl. HEMPFER 2002, insb. S. 1–19.

6 ‚Hybridität‘ als solche lässt sich nahezu überall finden, es bedarf also der Spezifizierung der für den Dialog konstitutiven ‚Hybridität‘.

7 Vgl. hierzu eingehend HÄSNER 2004.

8 Vgl. hierzu HEMPFER 2004, insb. S. 69–74.

(3) Seit Platons *Phaidros* wird das Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit in der Schriftlichkeit des – mündliche Kommunikation fingierenden – Dialogs theoretisiert. Wie immer man Platons Schriftkritik in einem schriftlich fixierten Dialog begreift,⁹ die durch ihre Autoreflexivität notwendig paradoxe Argumentation scheint auf ein konstitutives Paradoxon der Gattung zu verweisen, nämlich dass sie Mündlichkeit nur schriftlich fingieren kann, Schriftlichkeit sich also über die Fiktion von Mündlichkeit konstituiert. Damit ergeben sich diachron und synchron ganz unterschiedliche Möglichkeiten des Fingierens bzw. der Inszenierung von Mündlichkeit in Schriftlichkeit, die ihrerseits nochmals von der materialen Realisierbarkeit von Schriftlichkeit abhängen (etwa beim Übergang von der Handschriften- zur Buchkultur).¹⁰

(4) Im Hinblick auf das Verhältnis von Autor und Dialogtext setzt sich zunehmend die Auffassung durch, dass aus Dialogen nicht beliebige Aussagen beliebiger Figuren extrapoliert und zu *der* Aussage *des* Autors hypostasiert werden dürfen,¹¹ sondern dass der Austausch von Argumenten in die Konstitution einer Darstellungsebene integriert ist bzw. sein kann und dass die Bedeutung, der ‚Sinn‘ des Dialogs insgesamt, aus der gegebenenfalls höchst komplexen Interdependenz der Propositionen der Argumentebene und der aus den Konstitutionsbedingungen der Darstellungsebene ableitbaren Propositionen resultiert.¹² Die Ausgestaltung der beiden Ebenen und deren Bezug zueinander ist nun diachron und synchron höchst unterschiedlich und kann Ansätze für epochale Differenzierungen liefern.

(5) Die Gattung des Dialogs wird vielfach als spezifisch bzw. charakteristisch für bestimmte Epochen, insbesondere für die Renaissance und – partiell auch – die Aufklärung, betrachtet. Gegen die Vereinnahmung des Dialogs für die Renaissance haben sich die Mediävisten mit Entschiedenheit gewandt, wobei gleichwohl die Diskussion zum Teil dadurch zu einem Missverständnis geriet, dass nicht zwischen Dialog als Redeform und Dialog als Gattung unterschieden wurde. Die Redeform des Dialogs ist naheliegenderweise ubiquitär, etwas anders sieht es schon mit der Gattung des Dialogs aus. Dabei stellt sich natürlich grundsätzlich die Frage, wie man eine Hypothese hinsichtlich der Spezifität einer Gattung für eine Epoche so operationalisieren kann, dass sie überhaupt erst überprüfbar wird. Dies kann sicherlich nicht durch den Hinweis auf eine rein quantitative Dominanz geschehen. Bedeutsam sind wohl eher spezifische Funktionen, die der Dialog in bestimmten Epochen übernimmt, die er in anderen nicht hat; des Weiteren die Breite und Zentralität der Themen, die auch oder vorrangig in Form von Dialogen abgehandelt werden; die Bedeutsamkeit der Gattung für das *self fashioning*

9 Vgl. hierzu HEMPFER 2002, insb. S. 1–10.

10 Vgl. hierzu HÄSNER 2004, insb. S. 23–27 und dessen Beitrag in diesem Band.

11 Dies gilt auch und gerade für die neuere Platon-Exegese. Vgl. hierzu die Beiträge in PRESS (Hg.) 2000, insb. NAILS 2000.

12 Vgl. hierzu grundlegend HÄSNER 2004.

bestimmter sozialer Gruppen (z.B. des Soziums der Humanisten im lateinischen Dialog des Quattrocento¹³ oder die Selbstdarstellung der Galanterie in den *conversations* genannten Dialogen des *siècle classique*¹⁴); das ‚Ausspekulieren‘ des Komplexitätspotentials der Gattung und anderes mehr. Hier ist noch viel zu tun, doch dürfte die Frage nach dem Zusammenhang von Gattung und epistemologischer Konfiguration einer Epoche von wesentlicher Bedeutung sein. Sofern man nämlich nachweisen kann, dass eine Gattung in einer bestimmten Epoche in besonderem Maße geeignet ist, die epistemische Konfiguration eben dieser Epoche diskursiv zu realisieren, dürfte man eine solide Begründung dafür haben, eben diese Gattung der jeweiligen Epoche als spezifisch zuzuordnen, ohne hierfür irgendwelche quantitativen Argumente bemühen zu müssen.

Im Hinblick auf den Dialog ließe sich also formulieren, dass der Dialog aufgrund seiner diskursiven Struktur im Unterschied zu anderen Gattungen des theoretischen Diskurses wie etwa dem Traktat ein besonderes Potential als Realisationsmodus einer epistemologischen Pluralität besitzt, wobei dieses Potential nur unter spezifischen epistemologischen Voraussetzungen ausgeschöpft wird. Und selbst wenn entsprechende epistemologische Voraussetzungen existieren, die aus dem Diskurssystem insgesamt ableitbar sind, müssen die einzelnen Exemplare der Gattung das plurale Potential der Gattung nicht ausschöpfen. Entscheidend ist nur, dass es Texte gibt, die eben dies tun. Ob der Dialog sein Pluralitätspotential entfaltet oder nicht,¹⁵ resultiert damit aus eben den Konstitutionsbedingungen der Gesamtheit des Diskursfeldes eines Zeitraums und der jeweiligen Stellung, die der Dialog als ein spezifischer Diskurstyp in diesem Feld einnimmt.

Die hier skizzierten Problemkomplexe akzentuieren die folgenden Beiträge in je nach Material und Erkenntnisziel unterschiedlicher Weise.

GYBURG RADKE-UHLMANN wendet sich in ihrem Beitrag gegen eine seit Schleiermacher etablierte Tradition, bei den spätantiken Neuplatonikern den Anfang einer Platonexegese zu sehen, die die literarische Gestaltung der Dialoge weitestgehend ausspart und Platon zu einem „Systemphilosophen“ mache, also gerade die gattungskonstitutive Hybridität weginterpretiere. Gegen diese ‚Abwertung‘ der neuplatonischen Kommentartradition entwickelt Gyburg Radke-Uhlmann am Beispiel des zweiten Teils des Platonischen *Parmenides* und dessen Kommentierung durch Proklos ein Verständnis, wonach es dieser Tradition nicht um die Opposition von ‚Anschaulichkeit‘ und ‚abstrakter Begrifflichkeit‘ gehe, sondern um den Versuch, „die Potenzen der Rationalität für ein glückliches Leben und reiche Erkenntnisse gegenüber dem bloßen Meinungsdenken zu begründen und aus dessen Kritik heraus zu entfalten“ (S. 40) und eine „reiche Vernunfttätigkeit“ zur Darstellung zu bringen, „die ihre Inhalte nicht aus der Anschauung, son-

13 Grundlegend hierzu BATKIN 1981.

14 Vgl. hierzu den Beitrag von Jörn Steigerwald in diesem Band und die dort angeführte Literatur.

15 Zur Differenzierung von ‚Dialogisierung‘ und ‚Pluralisierung‘ vgl. HEMPFER 2010.

dem aus der Reflexion auf ihre eigenen Kriterien gewinnt“ (S. 44). Dabei handele es sich um „ein genuin dialogisches Projekt, das eine Alternative zu jenen in Neuzeit und Moderne ist“ (S. 40).

Ziel des Beitrags von OLIVER PRIMAVESI ist es, „einige grundlegende Aspekte des Aristotelischen Begriffs der Dialektik zu sichern“ (S. 49). Die zentrale These ist dabei, dass im Unterschied zu Platons „Hypostasierung des Begriffs der Dialektik zum Inbegriff des höchsten Wissens“ (S. 47) Aristoteles die Dialektik ausdrücklich wieder als „Gesprächskunst“ versteht und zwischen Dialektik und Philosophie „eine scharfe Grenzlinie“ zieht (S. 48). In eingehender Analyse von Schlüsselstellen insbesondere aus *Topik* I und VIII sowie aus den *Sophistici Elenchi* kommt Primavesi zu dem Ergebnis, dass das Argumentieren in Frage und Antwort sich in drei Gesprächsformen vollziehen kann – dem Lehrgespräch (Apodeiktik), der Dialektik im weiteren Sinne und dem Streitgespräch (Eristik) – und dass die Dialektik im weiteren Sinne sich in zwei Unterformen – Übung als Thesenprüfung (= Dialektik im engeren Sinne) und das Auf-die-Probe-Stellen (= Sokratische Peirastik) – ausdifferenziert (S. 57). Gegenstand der *Topik* ist dabei eindeutig die Dialektik im engeren Sinne als Übungsgespräch (S. 56f.). Die systematische Verortung der Dialektik im Übungsgespräch wird sodann weiter durch den Charakter der Prämissen als *endoxa* abgesichert, insofern dieser Charakter als *differentia specifica* der dialektischen Prämissen in *Topik* I, 10 angeführt wird und im zweiten Teil von *Topik* VIII, 5 als Zweck der Übung bzw. Thesenprüfung näher dahingehend erläutert wird, dass die vom Frager unterbreiteten Prämissen darauf zu prüfen seien, ob sie in ausreichendem Maße über die Eigenschaft verfügen, *endoxa* zu sein. Schließlich beantwortet Oliver Primavesi die in *Topik* I, 2 angeschnittene Frage nach dem Nutzen der *Topik* (nicht der Dialektik) dahingehend, dass deren *primärer* Nutzen die dialektische Übung sei. Diese sei nun freilich kein Selbstzweck, „sondern Propädeutik für die außerdialektische *Praxis* des Argumentierens“ (S. 67), sei es im Umgang mit den unphilosophischen Vielen im Alltag, sei es in der philosophisch-wissenschaftlichen Forschung. Wenn die *Topik* primär auf die dialektische Übung und die argumentativ adäquate Thesenprüfung zielt, dann ergibt sich von hier aus ein unmittelbarer Zusammenhang zur Dialogtheorie und -praxis insbesondere des 16. Jahrhunderts, als die *Topik* eine breite Neurezeption erfuhr und etwa in der Dialogpoetik Sigonios auch als expliziter Anschlusspunkt benannt wird.¹⁶

Während die Dialoge Lukians in der Renaissance breit rezipiert wurden und zur Herausbildung eines eigenen Traditionsstrangs führten, hat die neuere philologische Forschung diese Texte, wie PETER VON MÖLLENDORF darlegt, weitgehend ignoriert. Ziel des Beitrags ist es deshalb, das höchst heterogene Korpus von

16 Vgl. hierzu SIGONIO 1993, insb. S. 134, wo Sigonio sich direkt auf den Beginn der Aristotelischen *Topik* und deren Unterscheidung zwischen der Deduktion aus wahren und ersten Sätzen und der dialektischen Deduktion aus anerkannten Meinungen bezieht. Zum Verhältnis von ‚Dialog‘ und ‚Dialektik‘ in der Dialogtheorie des 16. Jahrhunderts vgl. HEMPFER 2004, insb. S. 69–74 und S. 86–93.

Lukians sogenannten *Dialogi minores* nach rekurrenten Eigenschaften zu befragen, die Anschlussmöglichkeiten für die Herausbildung eines eigenen ‚lukianesken‘ Dialogtyps darstellen. Von Möllendorf kommt zu dem Ergebnis, dass Lukians Spezifik darin bestehe, „Räume, Zeiten und Gestalten der mythischen und der historischen Welt in einem dialogischen Universum zusammenzuführen, dessen Darstellung Alltäglichkeit einerseits, Körperhaftigkeit (und damit Vergänglichkeit) andererseits akzentuiert“ (S. 85). Zur näheren Charakterisierung rekurriert von Möllendorf auf Bachtins Kategorien zur Beschreibung des Karnevals (Mesalliance, Familiarisierung, Profanation, Exzentrizität) und sieht in „Alltagszentriertheit und Körperbezogenheit, Wandel und Instabilität [...] die Säulen jener ‚karnevalesken‘ *conditio humana*“ (S. 89), deren literarische Gestaltung die Rezeption „auch im engeren Sinn des Wortes zu einer *performance*“ mache, „in der die Form des Dialogtextes selbst zum Bestandteil jener neuen Mythologie wird“ (ebd.).

PETER STROHSCHNEIDER diskutiert in seinem Beitrag eingangs „ungeklärte Koppelungen von Dialogstruktur und Diskursethik“ (S. 98f.), wobei er von der Feststellung ausgeht, dass sich in der Dialogforschung „ungeachtet aller sonstigen Dissense [...] ein Konsens bemerkbar“ mache, „wonach der Begriff ‚Dialog‘ und seine Derivate erst dann eigentlich in Betracht kommen, wenn verständigungsorientierte Mehrstimmigkeit vorliegt, nicht etwa agonale Gegenstimmigkeit“ (S. 96). Für den Nachweis dieser ‚Agonalität‘ wählt Strohschneider zwei Textgruppen der vormodernen Literatur, „in denen es statt um die Anerkennung des Anderen um seine Subordination oder Ausschaltung geht“ (S. 99), und zwar die Fazetie und eine bestimmte Ausprägung der Spruchdichtung, den sogenannten *Wartburgkrieg*. Anhand der Fazetie zeigt Strohschneider, dass die Funktion des Dialogs als Redeform innerhalb eines narrativen Kommunikationszusammenhangs „einem emphatischen Begriff des Dialogischen unzugänglich“ sei und dass „das Dialogische“ hier nicht darin bestehe, „dem anderen Kommunikationschancen einzuräumen, sondern zu beschneiden“ (S. 104), was wohl nicht zuletzt mit der für die Pointenstruktur der Fazetie funktionalisierten Verwendung der Wechselrede zu tun haben dürfte. Anhand der *Wartburgkriegstexte* geht es schließlich um den Nachweis, dass „Dialogik [...] hier die Form des Agonalen“ habe (S. 108). Mit dieser „Poetik des Krieges“ (ebd.) greift Strohschneider freilich über die Gattung des Dialogs hinaus, sind doch die Autoren mit je eigenen Texten ‚gegeneinander angetreten‘. Sie sind also nicht Sprecher bzw. Figuren eines gemeinsamen Textes, sondern konstituieren mit ihren Texten einen metaphorischen ‚Dialog‘ im eingangs skizzierten Sinne.¹⁷

17 Mit Blick auf die Gegenstände des von ihm diskutierten *Wartburgkriegs* argumentiert Strohschneider, dass man „Dialog“ nicht mehr ohne Weiteres mit dem antiken philosophischen Genus und seinen Rezeptionsformen seit der Renaissance identifizieren dürfte und dass der theoretische Diskurs sowie die Form der Prosa kein distinktes Merkmal sein könnten“ (S. 106). Ein Problem sieht Strohschneider insbesondere darin, dass, wenn das Merkmal ‚theoretischer Diskurs‘ für den Dialog als Gattung distinktiv sein sollte (was es freilich nicht

DAVID MARSH geht der bisher wenig verfolgten Frage nach, inwiefern sich im Quattrocento-Dialog im Rahmen der Nachahmung klassischer Modelle Spannungen artikulieren, die auf einen konkreten gesellschaftlichen Kontext verweisen. Im Zentrum stehen die nach wie vor nur handschriftlich zugänglichen *Commentationes florentiae de exilio* (1440) von Francesco Filelfo. Filelfo gehörte zur Partei der Optimaten, die nach der Rückkehr Cosimos de' Medici von diesem exiliert wurden, und verfasste im Exil drei von ursprünglich zehn geplanten Büchern in Dialogform über das Thema des Exils. Als Sprecher treten sowohl exilierte Optimaten wie führende Humanisten der Zeit auf. David Marsh kann zeigen, wie die Dialoge insgesamt auf einer „combination of moral precepts and political history“ (S. 126) basieren und wie die Medici selbst genauso attackiert werden wie diesen nahestehende Humanisten, insbesondere Poggio Bracciolini. Die Möglichkeit einer unmittelbar politischen Funktionalisierung der Dialogform resultiert dabei aus der grundlegenden Neuerung, die der humanistische Dialog im Anschluß an die Antike und in Absetzung von mittelalterlichen Dialogformen wie der Soliloquientradition einführte, nämlich die Dialogfiktion über zeitgenössisch referentialisierbare und dem primären Rezipientenkreis näher bekannte Sprecher zu konstituieren. Dies heißt, es ist gerade die Rückkehr zu klassischen Modellen, die die zeitgenössische Funktionalisierung der Dialogform ermöglicht.

EVA KUSHNER befragt zunächst eine Reihe von Texten, die von Petrarcas *Secretum* bis zum *Dialogue en forme de vision* (1533) von Marguerite de Navarre und zu Thomas Mores *Dialogue of Comfort against Tribulation* (1534/1535) reichen, nach ihren „indices d'intériorité“ (S. 134) und wie hier ‚Innerlichkeit‘ in unterschiedlicher Weise performativ ‚vorgeführt‘ wird. Diesen Texten, die die in Spätantike und Mittelalter verbreitete Form „selbstbetrachtender Gespräche“ (Peter von Moos) modifizierend weiterführen,¹⁸ stellt Eva Kushner abschließend den *Premier curieux* von Pontus de Tyard gegenüber, wo es nicht mehr um die Theatralisierung widerstreitender Auffassungen eines in unterschiedliche fiktionale Sprechinstanzen aufgefächerten Ichs geht, sondern um die durch die ‚Koper-

ist), die Rede von der „Dialogisierung des theoretischen Diskurses“ tautologisch sei (vgl. S. 106, A. 46). Der Versuch, den Dialog als eine der Gattungen des theoretischen Diskurses zu bestimmen, basiert darauf, dass er sich von anderen Gattungen dieses Diskurstyps wie dem Traktat, der wissenschaftlichen Abhandlung, dem Essay usw. eben durch die ‚Dialogisierung‘ unterscheidet. Neben dieser synchron-systematischen Bedeutung von ‚Dialogisierung‘ findet sich insbesondere in den Forschungen zum Renaissancedialog auch eine diachrone, insofern mit ‚Dialogisierung des theoretischen Diskurses‘ auch die Übernahme von vorgängig dem Traktat als prototypischer Ausprägung des theoretischen Diskurses zugeordneten Funktionen durch die Gattung des Dialogs bezeichnet wird. Der Term ‚theoretisch‘ zielt in diesem Zusammenhang auf die argumentative und generalisierende Behandlung eines ‚Problems‘ bzw. ‚Problemkomplexes‘. Damit wird eine Einschränkung auf Philosopheme zu vermeiden versucht, da es insbesondere im Renaissancedialog keinerlei Beschränkung der behandelbaren Gegenstandsbereiche gibt, doch wäre es zweifelsohne wünschenswert, wenn sich für das Gemeinte eine ‚glücklichere‘ Bezeichnung finden ließe.

18 Zum Rekurs speziell von Petrarcas *Secretum* auf die Tradition der *soliloquia* und deren Modifikation vgl. FÖCKING 2002, insb. S. 96ff.

nikanische Wende‘ ausgelösten Fragen hinsichtlich der Validität menschlichen Wissens und der Hierarchie disziplinar unterschiedlicher Wissensformationen (Theologie versus Naturwissenschaften). Die Frage nach dem möglichen Zusammenhang von ‚innerem‘ und epistemologischem Diskurs erklärt Eva Kushner abschließend für nicht entscheidbar (S. 140).

Der Beitrag von MARIE-LUCE DEMONET belegt anhand von im Wesentlichen französischen Autoren des 16. Jahrhunderts die eingangs zitierte Polysemie von ‚Dialog‘ als Redeform und als Gattung. Dass für einen solch polysemen Term in der Zeit selbst heterogene Kategorisierungen vorgenommen wurden, ist wenig verwunderlich, da sich ja erst in der aktuellen Dialogtheorie allmählich die Einsicht durchsetzt, daß die *transgenerische* Redeform ‚Dialog‘ notwendigerweise anders zu charakterisieren ist als eine Gattung ‚Dialog‘ im Unterschied zu anderen Gattungen des theoretischen und/oder fiktionalen Diskurses. Andererseits ergeben die Belege von Marie-Luce Demonet auch, dass nicht nur in Italien (mit den Poetiken von Sigonio, Tasso, Castelvetro und Speroni) ein explizites Verständnis von ‚Dialog‘ *qua* Gattung mit Platon, Cicero und Lukian als ‚Musterautoren‘ existiert, sondern dass das Gleiche auch für Frankreich gilt und dass die Gattung einen analogen epistemischen Spielraum besitzt, wie er für Italien ermittelt worden ist. Während Montaigne Platons Gattungswahl darauf zurückführt, dass sie diesem die Möglichkeit eröffnet habe „pour loger plus decemment en diverses bouches la diversité et variation de ses propres fantaisies“¹⁹ – eine Formulierung, die Platon eine ähnlich relativistische Epistemologie unterstellt, wie sie mit dem Konzept der „varietà de giudici“ im *Cortegiano* formuliert wird –,²⁰ so scheint ein Le Caron dominant eine dogmatische Funktionalisierung des Dialogs vorzunehmen, wengleich die Autorin abschließend auch hierzu Einschränkungen vorbringt (vgl. S. 158f.).

BERND HÄSNERS Beitrag gilt der Interdependenz von Dialogform und Medialität am Beispiel der *Marmi* (1552) von Anton Francesco Doni, der zur Gruppe der sogenannten *poligrafi* gehört, deren „Aktivitäten sich in unmittelbarer Abhängigkeit von der Technologie des Buchdrucks entfalten“ (S. 166). Zentral für Häsners Argumentation ist der Nachweis einer grundlegend metaleptischen Struktur der *Marmi*, insofern etwa „Sprechsituationen, die reale Präsenzrelationen voraussetzen, wie sie unter den Bedingungen einer Theateraufführung *materialiter* gegeben sind, auf die Lektüresituation übertragen“ werden, so dass es zu einer „paradoxe[n] Suggestion von Präsenz im Medium der Schrift“ kommt (S. 175) oder die Figurenrede Funktionen des Rahmen- oder Paratextes übernimmt und somit „die dargestellte fiktive Figur [...] selbst zur auktorialen Instanz“ wird (S. 176). Der traditionellen Auffassung, die den angeblichen ‚Verfall‘ des Dialogs im ausgehenden 16. Jahrhundert – der zumindest quantitativ empirisch nicht zu-

19 MONTAIGNE 1965, S. 509.

20 Näheres hierzu in HEMPFER 1993a.

trifft²¹ – mit der Verbreitung des Buchdrucks in Zusammenhang bringt, setzt Bernd Häsner eine Konzeption entgegen, die *unterschiedliche Tendenzen* der Ausdifferenzierung der Gattung mit dem Buchdruck in Verbindung bringt. Besonders naheliegend ist dies bei einem Polygraphen wie Doni, der nicht nur mit der neuen Technologie des Buchdrucks unmittelbar und in unterschiedlichen Funktionen befasst ist, sondern der die durch diese Technologie erzeugten Bedingungen in seinen Texten beständig thematisiert. Auf diesem Hintergrund erscheint es „plausibel, die in der vorgängigen Gattungsgeschichte präzedenzlose Struktur der *Marmi* als ein Unternehmen zu deuten, den Dialog diesen veränderten Bedingungen zu adaptieren“ und die „unüberbrückbar gewordene Distanz der Kommunikationsteilnehmer“ in eine freilich nur paradox realisierbare Kopräsenz zu überführen (S. 184).

Mit dem *Padre di famiglia* (1582) gilt der Beitrag von GERHARD REGN einem Dialog Torquato Tassos, der im Unterschied zu einer Mehrzahl anderer Dialoge des Autors dem Typ des *dialogo dottrinale* in Tassos eigener Typologie und Terminologie zuzuordnen ist. Der Vortrag des Familienvaters zur Ordnung des Hauswesens ist nämlich „unzweideutig eine Ordnungsdoktrin, die Gültigkeit beansprucht“ (S. 197) und wird fiktionsimmanent nicht umsonst als orale Transposition eines bereits schriftlich vorliegenden Textes ausgewiesen. Genauso eindeutig ist der Positionsbezug des als Autor-*persona* stilisierten *Forestiero Napolitano* hinsichtlich der Frage, ob ein Mann schon mit zwanzig oder erst mit dreißig Jahren heiraten soll, ein Positionsbezug, der unwidersprochen bleibt, obwohl der Familienvater gegenteiliger Meinung zu sein scheint. Damit ist nicht nur die Rede des Familienvaters, sondern auch das Tischgespräch, von dem der Erzähler berichtet, „ein negierter Dialog“, der die „undialogische Orientierung des Gesamttextes“ bekräftigt (S. 198). Die Bedeutung des Textes insgesamt resultiert nun freilich erst daraus, dass das Gespräch in einer spezifischen Phase von Tassos Biographie – seiner Flucht nach Turin – situiert ist und dass damit ein Spannungsverhältnis zwischen ökonomischem Ordnungsdiskurs und der in der inszenierten Autobiographie vorgestellten Kontingenz des Lebens entsteht. Es ist diese komplexe Verschränkung von „allgemein gültiger Lehre und partikulärem Fall“, wodurch „Tassos undialogischer Dialog recht unerwartet dann doch [mit] der rinascimentalen Episteme“ verrechenbar wird (S. 201).

FRANÇOIS RIGOLOTS Überlegungen gehen aus von einem expliziten intertextuellen Bezug im „Prologue“ zu Rabelais’ *Tiers livre de Pantagruel* (1546) auf Lukians Dialog *Prometheus es in verbis*, wobei ‚Hybridität‘ explizit als positive ästhetische Kategorie diskutiert wird. Rigolot zeigt, wie sich Rabelais im Hinblick auf die Konstitutionsbedingungen seines eigenen Textes „under Lucian’s protection“ (S. 206) stellt. Damit wird eine spezifische Ausprägung der Gattung Dialog, nämlich die von Lukian selbst in *Der doppelt Angeklagte* thematisierte Mischung des ernstesten ‚philosophischen‘ Dialogs mit Elementen der Komödie, zum Aus-

21 Zur Vielzahl von Dialogen noch im 17. und 18. Jahrhundert vgl. CAZANAVE 2007 und PUJOL 2005.

gangspunkt für die Rechtfertigung einer bis dato nicht realisierten Hybridisierung des Erzählens, also einer anderen Gattung, was die große Bedeutung Lukians für die Ausdifferenzierung des rinascimentalen Diskurssystems über die Gattung des Dialogs hinaus belegt. Abschließend skizziert François Rigolot, wie der Kategorie der Hybridität durch die Menschwerdung Christi in postpaganer Zeit eine völlig neue, transästhetische Bedeutung zuwächst, die den identischen Rekurs auf ‚Hybridität‘ mit einer jeweils anderen „intentionality“ füllt (S. 215).

Welche Bedeutung Lukian noch für die Dialogpraxis des ausgehenden 16. Jahrhunderts zukommt, ergibt sich aus dem Beitrag von HENNING HUFNAGEL. Dabei geht es nicht einmal mehr um den Nachweis thematischer und ähnlicher Filiationen, vielmehr kann Hufnagel zeigen, wie bei Giordano Bruno die von Lukian realisierte und explizit thematisierte Hybridisierung der – nach dem Verständnis der Poetologie des 16. Jahrhunderts per definitionem hybriden – Gattung des Dialogs ein Höchstmaß an struktureller Komplexität erreicht, das aus der Kombination verschiedener humanistischer Dialogmodelle, der Multiplikation und Verschränkung unterschiedlicher diegetischer Ebenen, der Mischung mit anderen Genera und vor allem der Verschränkung von Diskursen und Referenzbereichen, die epistemisch höchst unterschiedlich hierarchisiert sind, resultiert. Diese exuberante Hybridisierung interpretiert Henning Hufnagel als Verfahren, Evidenz zu erzeugen, insofern Überzeugungsprozesse nicht diskursiv entwickelt, sondern performativ vorgeführt und solchermaßen unmittelbar einsichtig gemacht werden (sollen). Im Unterschied zum humanistischen Dialog, dessen Spezifität darauf basiert, dass er die gattungsinhärente Möglichkeit für die Konstitution und Vermittlung einer relativistischen Epistemologie nutzt, dient nach Hufnagels Interpretation die Komplexitätspotenzierung bei Bruno nicht einer noch weitergehenden Relativierung, sondern die Performativierung der Argumentation zielt auf die Propagierung einer absoluten Wahrheit. Damit zeigen Brunos Texte, dass die Absicht, eine Position als die wahre auszuweisen, nicht dazu führen muss, „die Dialogform zu einem Traktat mit verteilten Rollen auszuhöhlen oder ganz aufzugeben“, vielmehr zeugen Brunos Dialoge von „einer mannigfaltigen und bisweilen hypertrophen Expansion der Gattungsmöglichkeiten“ (S. 236), die gerade in ihrer Hypertrophie eine neue Epistemologie zu transportieren versucht.

ANA VIAN HERRERO skizziert zunächst Grundlagen der Konversationsanalyse, mit deren Hilfe sie den Dialog als „interacción verbal“ beschreiben will, in der sich die künstlerische Nachahmung einer vorgeblich stattgefundenen Begegnung, eine literarische Argumentation und eine sowohl kooperative wie konflikthafte Organisation des Textes verbinden (S. 241). Zentral für ihre weiteren Ausführungen sind dabei die Begriffe der ‚Kooperation‘ und des ‚Konflikts‘, deren analytisches Potential an einem Korpus von 25 lateinischen bzw. volkssprachlichen Dialogen des 15. und 16. Jahrhunderts aus dem kastilischen Sprachraum erläutert wird. Ziel ist eine Poetik der Gattung, die argumentative, interlokutive und interaktive Gegebenheiten zusammensieht und hierzu auf die jeweils relevanten Theorieangebote rekurriert. Diese sind nun freilich nicht für die fingierte Mündlichkeit schriftlich produzierter und rezipierter Texte entwickelt und bedürfen entsprechender Adaptation, was nicht zuletzt für die Frage gilt, wie in einer

spezifischen pragmatischen Struktur – der fingierten Wechselrede, die notwendig ‚Kooperation‘ voraussetzt, weil sie sonst nicht zustande käme – unterschiedliche Semantiken (‚Kooperation‘ versus ‚Konflikt‘) realisiert werden können. Die Ergebnisse von Ana Vian Herrero basieren auf einer Fülle von Einzelstudien, die sie in den letzten beiden Jahrzehnten vorgelegt hat und die über Literaturangaben in den Fußnoten und die Bibliographie weiter verfolgt werden können.

JOSEP SOLERVICENS geht im Hinblick auf einen spezifischen Aspekt entscheidend über einzelne nationalliterarische Traditionsstränge hinaus: Er untersucht ein umfangreiches Korpus lateinischer, italienischer, französischer, kastilischer und portugiesischer Dialoge vom ausgehenden 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zu Fragen der Poetologie. Ziel des Beitrags ist es, vier unterschiedliche Funktionen des Dialogs an einem thematisch relativ homogenen Korpus aufzuweisen und dabei die Möglichkeiten der Dialogform im Unterschied zu generischen Alternativen zum Ausdruck derselben Konzeptionen herauszuarbeiten. Als erstes zeigt Josep Solervicens die satirische Funktionalisierung des Dialogs auf, der „[n]o pretende ni argumentar ni polemizar, sino únicamente satirizar“ und dessen funktionales Äquivalent naheliegenderweise andere Formen der ‚Satire‘ wie die genuine Verssatire oder die satirische Epistel sind, wobei sich der Dialog jedoch durch „una apariencia reflexiva y argumentativa“ auszeichne (S. 295). Unter dem polemischen Typus des Dialogs fasst der Verfasser demgegenüber Texte zusammen, die ohne zu satirisieren in einer spezifischen Streitfrage wie dem Verhältnis von *romanzo* und *poema eroico* oder der Akzeptabilität einer Mischgattung wie der Tragikomödie Position beziehen. Der zahlenmäßig größte Teil der Dialoge lässt sich als ‚didaktisch‘ bestimmen, deren generische Alternative der Traktat wäre, dem jedoch im Unterschied zu den vor allem auf Latein verfassten Traktaten eine stärker divulgative Funktion und ein geringerer Grad an „especulación“ und „reflexión“ zukomme (S. 303). Als genuin rinascimental betrachtet Josep Solervicens den polyperspektivischen poetologischen Dialog, der zugleich im besonderen Maße performativ ist, indem er das vorführt, was er diskursiv ausführt, wobei dies auch noch dialogintern thematisiert wird: „questo è stato un bel discorso e avete *in un tempo* insegnata et usata l’arte“ (Alessandro Lionardo, 1554, zitiert S. 309, Hervorhebung von mir).

Das heuristische Potential der Mehrdeutigkeit des Dialogbegriffs entfaltet der Beitrag von MANFRED PFISTER, der John Florios dialogisierte Lehrwerke des Italienischen für englische Muttersprachler aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert behandelt. Manfred Pfister kann zeigen, wie sich aus den relativ simplen ‚Lehrgesprächen‘ der *First Fruits* von 1578 ein komplexer interkultureller ‚Dialog‘ entwickelt, der mit seinen *regards croisés* auf Prinzipien nationaler Identitätskonstitution dann vor allem in den *Second Fruits* von 1591 den einfachen ‚Lehrdialog‘ Vertextungsverfahren des literarisierten Dialogs entscheidend annähert. Solchermaßen entsteht nicht nur ein ‚Dialog‘ im Bachtin-Kristevaschen Sinn zwischen den beiden *Fruits*, sondern Manfred Pfister kann darüber hinaus zeigen, wie kein geringerer als Shakespeare Florios Sprachlehrdialoge auf die Bühne bringt und wie dessen Figuren, analog zu Florio selbst, „demonstrate an awareness that in the traffic between languages there is always more at stake than language

alone, namely national identity, economic interests, cultural capital, and political power“ (S. 336).

Dass sich eine Gattungsgeschichte nicht am Gattungsnamen orientieren kann, zeigt der Beitrag von JÖRN STEIGERWALD. Terminologisch kommt es im 17. Jahrhundert nämlich zu einer Ausdifferenzierung von ‚Dialog‘ und ‚Konversation‘, wobei die Bedeutung von ‚Dialog‘ auf den gelehrten, der höfischen Gesellschaft nicht mehr angemessenen Lehrdialog eingeschränkt wird, während die ‚Konversation‘ im Kontext der Galanterie zur neuen Form des ‚Dialogs‘ wird, die nunmehr auch traditionell unter der Gattungsbezeichnung ‚Dialog‘ geläufige Texte wie Castigliones *Cortegiano* integriert. Zentral für den galanten Dialog wird dabei die Kategorie der ‚Natürlichkeit‘, die dieser nicht nur inszeniert, sondern „allererst in der Fiktion“ hervorbringt. Inwiefern er solchermaßen ein Ideal präsentiert, „das er selbst gestaltet und eben nicht nur darstellt“ (S. 346), wird anhand von Madeleine de Scudéry's *De la conversation* einsichtig gemacht. Dabei erweist sich einmal mehr der grundlegend performative Charakter des Dialogs *qua* Gattung, indem die galante Konversation genauso wie der humanistische Dialog einem *community fashioning* dient (S. 352), nur dass nunmehr als *community* nicht mehr ein gelehrter Kreis, sondern die höfische Gesellschaft fungiert, und dass die jeweils konstitutiven Normen gänzlich anderer Art sind.²² Zur weiteren Charakterisierung des galanten Dialogs bezieht sich Jörn Steigerwald abschließend auf Bühlers Konzept der „Deixis am Phantasma“.

Die bereits mehrfach angesprochene Hybridität der Gattung ‚Dialog‘ steht auch noch im Zentrum von Gottscheds Überlegungen. Wie ALEXANDRA KLEIHUES an einer bisher kaum beachteten Frühschrift Gottscheds zeigt, lehnt dieser den Dialog als genuin philosophischen Diskurstyp wegen mangelnder Systematizität und Abstraktion ab, empfiehlt ihn aber aus didaktischen Erwägungen, da er geeignet sei, noch „den Allereinfältigsten an sich zu locken“ (zitiert S. 364). Im Unterschied zu Shaftesbury, dem es um eine Erneuerung der Philosophie durch die Verbindung von Ästhetik und Ethik und die Entwicklung einer undogmatischen Philosophie gegangen sei, erhält der Dialog bei Gottsched wegen seiner rein didaktischen Orientierung „einen katechetisch-schulmäßigen Einschlag“ (S. 368), der auch einer genuin poetischen Aufwertung der Gattung entgegenstehe. Von hier aus ist es dann nicht weiter verwunderlich, dass der Dialog als Gattung im Versuch einer *Critischen Dichtkunst* (1730, 1751) nicht mehr behandelt wird. Wenn dem Fontenelle-Übersetzer Gottsched der eigentliche ‚Witz‘ der *Dialogues des morts* genauso entgangen ist wie derjenige Lukians, dann resultiert dies wohl aus der durch die französische Klassik inaugurierten und im Klassizismus des 18. Jahrhunderts zementierten Zentralstellung des *decorum*, das eine adäquate Theoretisierung von Gattungen, die sich gerade durch *decorum*-

22 Zum *community fashioning* des humanistischen Dialogs in Weiterführung von BATKIN 1981 vgl. HÄSNER 2002 und HÄSNER 2004, S. 48–52 (dort auch die Prägung des Begriffs *community fashioning* im Anschluß an Greenblatts *self fashioning*).

Verletzungen konstituieren, verunmöglicht.²³ Dies traf den Dialog gerade in seiner lukianesken Ausprägung, der etwa die *Dialogues des morts* zuzurechnen sind.

In dem Maße, wie der Dialog als Gattung im Diskursfeld des 19. und 20. Jahrhunderts an Bedeutung verliert, wird die Metaphorik des Dialogischen ubiquitär. Wie dies begründet werden kann, wäre wohl Gegenstand eines eigenen Kolloquiums.

23 Vgl. hierzu HEMPFER 2002a.